

Zitierhinweis

Buchenau, Klaus : recension de : Philipp Ammon, Georgien zwischen Eigenstaatlichkeit und russischer Okkupation. Die Wurzeln des russisch-georgischen Konflikts vom 18. Jahrhundert bis zum Ende der ersten georgischen Republik (1921), Klagenfurt ; Wien : Kitab-Verlag, 2015, dans : Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, JGO 67 (2019), 2, p. 306-309, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/629d9c7374d047a599534f3ff62f1804>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

chen strukturellen Handlungsbeschränkungen unterworfen war, wie Smith in seinem Schlussteil resümiert. Hier gelingt ihm zum Ende auch eine sehr ausgewogene Diskussion der Bolschewiki als Akteursgruppe. Smith arbeitet die gesamte Erkenntnisbreite der jüngeren Gewalt- und Staliniismusgeschichte in sein Buch ein. Wenn er zum Schluss des Buches jedoch über die Aktualität der Russischen Revolution nachsinnt, kommt er allerdings auch auf die Ideale zu sprechen, die die Bolschewiki als Revolutionäre antrieben. In der Kritik an einem globalisierten Kapitalismus und dem Aggressionspotential moderner Nationen und des Imperialismus sieht Smith Aspekte der Geschichte der Bolschewiki, die unserer Gegenwart durchaus etwas mitteilen. Insofern mag die Geschichte der Russischen Revolution nicht so weit von uns entfernt sein, wie es die Distanz eines Jahrhunderts zunächst vermuten lässt.

Über allen Unterschieden darf zum Schluss eine Gemeinsamkeit der beiden Bücher nicht übersehen werden. Beide Bücher verknüpfen die russozentrische Politik- und Sozialgeschichte mit der Geschichte der Regionen und Nationsbildungen im Imperium. Smith geht auch auf den Wandel der Organisation des imperialen Raumes im Übergang vom Zarenreich zum Sowjetstaat ein. Eine radikale Herausforderung der Revolutionsgeschichte aus Sicht der Regionalgeschichten wie sie Rolf Reichardt für die Französische Revolution geschrieben hat (*Das Blut der Freiheit*), hat für Russland bislang niemand verfasst. Reichardts Darstellung beginnt mit Bauernunruhen in den Regionen Frankreichs, schreitet dann zu französischen Provinzstädten voran, um erst in ihrem letzten Kapitel Paris zu erreichen. So fundamental hat bislang niemand aus dem Kreis der Russlandhistoriographie die auf Petrograd zentrierte Revolutionsgeschichte herausgefordert. Die Suche nach einer ausgewogenen Darstellung der Revolution in Zentrum und Regionen leitet alle Revolutionsgeschichten, auch die von Altrichter und Smith an. Die Frage nach der Verortung der Revolution im Zentrum und in den Regionen, die Auseinandersetzung zwischen imperial, national und regional gerahmten Geschichten ist nur einer von vielen Aspekten, die zeigen, dass ungeachtet der Gedenkroutine im Jahr 2017 die Russische Revolution unverändert auf der Agenda der Geschichtsschreibung stand.

MARTIN AUST

Bonn

JGO 67, 2019/2, 306–309

Philipp Ammon

Georgien zwischen Eigenstaatlichkeit und russischer Okkupation. Die Wurzeln des russisch-georgischen Konflikts vom 18. Jahrhundert bis zum Ende der ersten georgischen Republik (1921)

Klagenfurt, Wien: Kitab, 2015. 232 S. ISBN: 978-3-902878-45-8.

Der Berliner Historiker und Slawist Philipp Ammon hat ein interessantes Buch über eine schwierige Beziehung vorgelegt – jene zwischen Georgien und Russland, welche seit dem Ende der Sowjetunion mehrfach zu kriegerischen Auseinandersetzungen beigetragen hat. Das Werk eignet sich primär für einen breiteren Leserkreis, weil es einen Überblick über die historische Entwicklung

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

dieser Beziehung bis 1921 gibt und dabei so sensibel wie plausibel die Gefühlslagen beider Seiten erklärt. In der deutschen Öffentlichkeit, wo die Befindlichkeiten gerade kleinerer Länder nur wenig wahrgenommen werden, weil die meisten Medien ihr Augenmerk auf große geopolitische Spieler konzentrieren (deren Positionen sie dadurch oft implizit stützen), ist das schon viel wert. Eingeweihte werden nicht wirklich Neues erfahren, weil das Werk ausschließlich auf westlicher und russischsprachiger Sekundärliteratur beruht. Als Synthese ist das Buch aber auch für Kolleginnen und Kollegen „vom Fach“ lesenswert. Das gilt insbesondere für Ammons Darstellung der russisch-georgischen Kirchenbeziehungen, denen meistens wenig Beachtung geschenkt wird, und das sehr zu Unrecht – denn Religion war (und ist) in Transkaukasien nicht nur ein gesellschaftliches Subsystem, das sich an die Theologie delegieren ließe – sondern das Feld, auf dem kollektive Identitäten in erster Linie ausgefochten wurden.

Ammons Studie zeigt recht viel Sympathie für die georgische Seite, ohne aber in eine Apologie auszuarten. Das kleine Land war nur im frühen und im hohen Mittelalter politisch geeint; prägend war die frühe Christianisierung im 4. Jahrhundert, begleitet von der Ausbildung einer eigenen Kirchensprache samt Alphabet. In diesem Zusammenhang merkt Ammon an, dass das konstruktivistische Paradigma der „erfundenen Nation“ nicht überall gleich plausibel sei. Was Benedict Anderson am Beispiel Lateinamerikas mit den tatsächlich oft willkürlich gezogenen Grenzen und zunächst künstlichen nationalen Identitäten darlegte, ist bei den Georgiern, die schon am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter eine eigene Schriftkultur hatten, nicht so überzeugend – hier entstand die moderne Nation nicht am Reißbrett, sondern ging auf Vorläufer zurück (S. 18 f.).

Einer kulturellen Kontinuität, vermittelt über die Kirche, stand politische Diskontinuität gegenüber. Das östliche Georgien (Iberien) geriet schon im frühen Mittelalter unter persische/ arabische, das westliche (Kolchis) unter byzantinische, seit der Frühen Neuzeit unter osmanische Oberhoheit. Dazwischen, im 13. und 14. Jahrhundert, waren beide Teile von den Mongolen unterworfen. In keine dieser Herrschaften wurde Georgien allzu tief integriert, direkte Autorität übten meist einheimische, den auswärtigen Mächten gegenüber tributpflichtige Fürsten bzw. Könige aus. Ammon porträtiert das vormoderne Georgien als Feudalsystem, geprägt von einem zunehmenden sozialen Gegensatz zwischen Adel und Bauern, welche vor allem in den Ebenen in die Leibeigenschaft herabgedrückt wurden. An orthodoxen Maßstäben gemessen nahm die Kirche eine starke Position gegenüber den weltlichen Herrschern ein, auch weil die adligen Patriarchen über enormen Landbesitz verfügten. In der Frühen Neuzeit befriedigten sowohl Osmanen als auch Safawiden ihren Sklavenbedarf in Georgien. Auf seinem Boden trugen Perser und Osmanen ihre Auseinandersetzungen aus, der Adel konvertierte teilweise zum Islam, das Land blutete demographisch aus.

Als Russland unter Peter dem Großen dann begann, sein Reich in den Schwarzmerraum auszudehnen, erkannten die georgischen Herrscher darin die Chance, einen christlichen Protektor zu finden. Russland dagegen zögerte zunächst, erkannte aber schließlich die Möglichkeit, geostrategisch zu expandieren und dabei ein Stück südlich-üppiger Natur zu erwerben, deren Bewohnerinnen und Bewohner man als rückständig, aber heroisch exotisierte. Ammons Schilderung einer besitzergreifenden russischen Kaukasusromantik (Kapitel V: „Zuneigung und Entfremdung“) gehört zu den erhellenden Momenten dieses Buches. Moralisch war der russische Erwerb Georgiens nicht schwer zu rechtfertigen – König Vaxt'ang war in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der erste gewesen, der explizit um russische Unterstützung gegen Persien nachgesucht hatte; König Erekle schließlich widerrief im Vertrag von Georgievsk 1783 alle Abhängigkeit von sonstigen äu-

ßeren Mächten und unterstellte sich Russland. Letzteres versprach dem georgischen Königshaus dafür auf alle Zeiten die Herrschaftsrechte über Georgien (S. 49).

Im folgenden konzentriert sich Ammon auf die Enttäuschungen, die Georgier mit dem christlichen „Beschützer“ aus dem Norden bis 1921 erlebte. Diese Geschichte erinnert durchaus an das ambivalente Verhältnis zwischen Russland und den Balkanstaaten, ist aber aufgrund der direkten russischen Herrschaft schmerzhafter. Die Idee der späten georgischen Bagratidenkönige war, dass Russland sie und ihr Land schützen solle, ohne sich stark im Inneren einzumischen. Die georgische Feudalelite war von vormodernen Patronage- und Treuevorstellungen geprägt und erwartete, dass Russland sich an den Vertrag von Georgievsk halten würde. Für das Zarenreich dagegen waren die Georgier nur eine unter vielen beherrschten Völkern. Petersburg verfuhr gemäß imperialer Eigeninteressen, gab Georgien 1795 einem persischen Rachefeldzug preis, beseitigte das georgische Königtum und gliederte die georgische Kirche in die russische ein. Das alles geschah mittels eines Staatsapparats, der in Georgien oft als fremd und unethisch wahrgenommen wurde, was Ammon an der teils kulturell unsensiblen, teils korrupten russischen Kirchenbürokratie eindringlich zeigt. Dennoch handelte das Imperium zunächst nicht unklug, ermöglichte dem georgischen Adel den Aufstieg im russischen Staatsdienst und achtete die Rechte der georgischen Sprache. Das 1795 zerstörte Tbilisi wurde im europäischen Stil wieder aufgebaut, der Bevölkerungsschwund kehrte sich um, der Menschenhandel wurde unterbunden.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte unter panslawistischem Einfluss eine brutale Russifizierung ein, welche sowohl die Kirche als auch das Schulwesen betraf; die werdende georgische Nationalbewegung erhielt dadurch einen entscheidenden Impuls und begann, die Rückkehr zur Autokephalie zu fordern. An Sezession, so Ammon, dachte bis weit in den Ersten Weltkrieg aber kaum jemand – zwar verletzte das Imperium die Gerechtigkeitsvorstellungen vieler Georgier empfindlich, aber die russische Herrschaft hatte dem Land auch mehr Stabilität und Wohlstand gebracht. Die relative Schwäche der georgischen Nationalbewegung hing eng mit den feudalen Verhältnissen zusammen, Adelige und Bauern konnten nicht mit gemeinsamer Stimme sprechen. Petersburg machte sich die soziale Kluft zunutze, köderte den georgischen Adel mit Privilegien und versuchte gleichzeitig, dessen Grundherrschaft über die Bauern zu lockern. Der soziale Konflikt mündete schließlich in einer gespaltenen Nationalbewegung: Im frühen 20. Jahrhundert standen sich ein nationalromantischer und ein sozialistischer Flügel gegenüber. Letzterer war von Menschewiken dominiert, welche nach der Oktoberrevolution im Mai 1918 die „Demokratische Republik Georgien“ proklamierten, die dann aber im Februar 1921 von den weniger national orientierten Bolschewiken zerschlagen wurde.

Ammon schließt mit einer interessanten Pointe. Er skizziert die Georgier als Kollektiv mit einem auch durch Fremdherrschaften erzeugten Staatsmisstrauen, welches sich heute gegen den eigenen Staat richte. Die Erwartungen an die Qualität von Staatlichkeit seien aufgrund der historischen Erfahrung begrenzt, wodurch die heutigen politischen Eliten es leicht hätten, den Staat zum eigenen Vorteil abzuwickeln. Die eigentliche Loyalität der Georgier gelte nach wie vor der Kirche und nicht ihrem Staat (S. 218). Russland sei dagegen stolz auf seine staatliche Tradition und sehe sich als Wohltäterin der Völker in seiner Peripherie. Die Erfahrung der „Ohnmacht gegenüber dem eigenen Staat“ und der „eigenen Rechtlosigkeit“, so vermutet Ammon, mache es vielen Russen aber unmöglich, die Verletzung der Rechte anderer Staaten und Gesellschaften ernst zu nehmen (S. 222). Russen seien daher oft unfähig, sich in die Traumata der Georgier, vor allem in die von

Russland verursachten, hineinzusetzen. Man möchte hinzufügen: Solange das so bleibt, wird sich das Karussell historischer Selbstgerechtigkeit auf beiden Seiten weiterdrehen.

KLAUS BUCHENAU

Regensburg

JGO 67, 2019/2, 309–313

Reformy v Rossii s drevneishikh vremen do kontsa XX veka

[Reforms in Russian from Ancient Times until the End of the 20th Century]

V 4 tomach. T. 1: IX–XVII vv. [in 4 volumes, vol. 1: 9th – 17th century]

Otv. red. I. N. Danilevskii. Moskva: Rosspeñ, 2016. 374 S. ISBN: 978-5-8243-2052-7.

[edited by I. N. Danilevskii]

Reformy v Rossii s drevneishikh vremen do kontsa XX veka

V 4 tomach. T. 2: XVIII – pervaiia polovina XIX v. [in 4 volumes, vol. 2: 18th – first half of 19th century]

Otv. red. A. B. Kamenskii. Moskva: Rosspeñ, 2016. 429 S. ISBN: 978-5-8243-2046-6.

[edited by A. B. Kamenskii]

Reformy v Rossii s drevneishikh vremen do kontsa XX veka

V 4 tomach. T. 3: Vtoraia polovina XIX – načalo XX v. [in 4 volumes, vol. 3: first half of 19th century – beginning of 20th century]

Otv. red. V. V. Shelokhaev. Moskva: Rosspeñ, 2016. 765 S. ISBN: 978-5-8243-2048-0.

[edited by V. V. Shelokhaev]

Reformy v Rossii s drevneishikh vremen do kontsa XX veka

V 4 tomach. T. 4: 1917–1991 gg. [in 4 volumes, vol. 4: 1917–1991]

Otv. red. V. V. Zhuravlev. Moskva: Rosspeñ, 2016. 671 S. ISBN: 978-5-8243-2050-3.

[edited by V. V. Zhuravlev]

The fall of the USSR in 1991 ignited not only an “archival revolution” but a parallel upheaval in historiography. De-censorship and euphoria inspired the exploration of previously taboo topics (mostly in Soviet history) and a reassessment of the prerevolutionary past. As the post-Soviet catastrophe unfolded, however, some historians – like the rest of society – came increasingly to question facile presumptions of a painless, easy adoption of Western models. By the late 1990s historians made reform the focus of scholarly conferences, articles and monographs, collective volumes, and public lectures. A good example of this engagement is Aleksandr Kamenskii, one of the chief editors: in 1998 he defended a doctoral dissertation *Reformy v Rossii XVIII veka: opyt tselostnogo analiza* (RGGU), published three years later as *Ot Petra I do Pavla I* (with the dissertation title as its subtitle [Moscow: RGGU, 2001]). The “historicization” of reform generated multiple collective vol-